138
11 f

Unser Hauptmann

Skizzen eines Feldgrauen

von

Gustav Metscher

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/unserhauptmannsk00mets

Unser Hauptmann

Skizzen eines Feldgrauen

Von

Gustav Metscher

Verlag Edwin Runge Berlin-Lichterfelde

Alle Rechte vorbehalten.

940.9182
M56w Stechert
7 S22 M.v.B
Gen War 23 Mch 20 Stechert .11

Meinem lieben Vater zu eigen

P 45476

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Unser Hauptmann	5
2.	Auf dem Marsche	7
3.	Das erste Quartier	9
4.	Feldgottesdienst	9
5.	Wandlung	10
6.	Die Schießscharte	11
7.	Musik im Winkel	13
8.	An französischen Kaminen	14
9.	Sternennacht	15
10.	Nach dem Gefecht	16
11.	Das Telegramm	17
12.	Heldengräber	18
13.	Die Mäher	19
14.	Der Gefangene	20
15.	Der Brief aus der Heimat	21
16.	Ein treuer Freund	23
17.	Maria Regina	24
18.	Französischer Herbst	25
19.	Wie sie sterben	26
20.	Gott, dir ergeb' ich mich!	31

Unser Hauptmann.

„Der Hauptmann, er lebe!
Er geht uns kühn voran,
Wir folgen ihm mutig
Auf blut'ger Siegesbahn!"

Damals, als unsere jungen Knabenherzen dieses Lied aus der Gesangstunde mit heimbrachten und unsere hellen Knabenstimmen die Melodie auf verträumten Feldwegen in den klaren Sommertag hinausschmetterten, da stand auf den gesegneten Erntefluren der goldne Friede mit einem grünen Palmenzweig in den weichen, weißen Händen und mit einem freundlichgütigen Lächeln in den treublauen Germanenaugen.

Unsere wilden Knabenherzen paßten nicht recht zu diesem freundlichen Bilde. Es stürmte darinnen wie ein ungestümes Meer, das der Sturm peitschte.

Es klang in unsrer kleinen Seele noch zu laut der Schlachtlärm nach jenes großen Krieges von anno Siebzig, von dem uns unser alter guter Dorfschullehrer so interessant und anschaulich erzählt hatte. Er war ja selbst dabei gewesen, deshalb waren seine Schilderungen so fesselnd und herzpackend!

Seitab stand auf unserm Spielplan ständig der „Krieg". Einer aus unserer Mitte war der Hauptmann, zu dem schauten wir mit unsern Knabenaugen mit Ehrfurcht und Ehrerbietung empor.

Unter einem dickdoldigen Hollunderbusch schwuren wir ihm Gefolgschaft und Treue bis in den Tod! Feierlichst! Mit erhobenen Händen! Einer wirbelte während dieses feierlichen Augenblicks die Trommel. Der Hauptmann selber aber ritzte uns mit einem ziemlich stumpfen Taschenmesser Blut aus den Armen, zum Zeichen und Siegel treuer Gefolgschaft.

Dann wirbelte wieder die Trommel. Wir sangen jenes Lied „von dem Hauptmann" und zogen nun durch die Felder hinaus in den Krieg.

An dieses Erlebnis aus meiner Knabenzeit mußte ich denken, als ich in den Augusttagen jenes großen, denkwürdigen Jahres 1914 nun tatsächlich in den Krieg ziehen sollte.

Diesmal zog es sich aber nicht so leicht hinaus wie einst zur Zeit der Hollunderblüte in der Kindheit sonnigen Tagen. Daheim bangte ein kleines Töchterchen mit seiner Mutter, und wo in der Heimat hinter dem Garten das traute Vaterhaus den Traum stillen Sommerglückes träumte, da falteten sich treuer Eltern Hände zum innigen Gebet um glückliche Heimkehr, und ein liebes gutes Schwesternherz betete mit. In solcher Stunde ist der Abschied schwer. Aber dennoch lag in dem bittren Weh der Scheidestunde ein stilles, frohes Leuchten, eine gewisse Siegeszuversicht, wenn ich an unsern Hauptmann dachte.

Seine glühende, helle Begeisterung für des Vaterlandes Schönheit und Größe hat uns alle mit fortgerissen.

Da stand er vor uns, unser herrlicher, prächtiger Hauptmann, ein Bild der Kraft und der Stärke, der verkörperte Ausdruck der Güte und der Freundlichkeit. Er ritzte uns zwar nicht das Blut aus unsern Männernarmen. Aber in seinen blauen, großen Augen, da lag ein Glühen, das unser Blut in Wallung brachte und unser heißes Herz stürmisch zum Schwur drängte.:

Wir folgen dir freudig
Auf blut'ger Siegesbahn!

Auf dem Marsche.

Stundenlang sind wir nun schon auf dem Marsche. Marschieren — marschieren — marschieren! Der Regen schlägt uns mit feinen Peitschen ins Gesicht und in den Kronen der hohen Pappeln, die am Wege stehen, heult der Wind. Immer tiefer sinken wir mit unsern benagelten Stiefeln in dem roten, aufgeweichten Lehm ein. Anfangs suchten wir uns über dieses unwirtliche Marschgelände und über dieses „Hundewetter" durch fröhlichen Gesang hinwegzutäuschen. Doch der verstummte bald. Zuletzt vernahm man nur noch zwei, drei Kehlen. Selbst der Tabak wollte nicht mehr schmecken. Der Regen machte die Zigarren feucht und naß. So marschieren wir denn sang- und rauchlos nach Frankreich hin-

ein. Die Augen stieren auf die Tritte des Vordermanns. Wie eine große, graue Schlange wälzt sich die Masse fort. An der Spitze reitet auf seinem braunen Gaul der Kompagnieführer — hingehockt, die Hände mit dem Zügel übereinandergeschlagen. Hin und wieder schaut er sich um nach seinen Leuten, dann erhält der dicke, schwere Körper auf einmal einen Ruck und die Linke stemmt sich auf den Rücken des Pferdes. Sein Gesicht ist von dem peitschenden Regen gerötet und es liegt etwas von der Melancholie der Herbstnatur da draußen in den Zügen. Er hat sich wieder mit seinem Gesicht nach vorn gewandt und die Schlange wälzt sich weiter. Wir marschieren — marschieren — marschieren! Der Regen hört nicht auf zu peitschen. Am Himmel jagen zerfetzte Wolkenschwaden — unaufhörlich — sturmgetrieben! In den Pappeln heult der Wind so schauerlich, als ob er auf den zerissenen Saiten von Harfen spiele. Von fern her aber rollen dumpf und schwer die ersten eisernen Grüße aus feindlichen Feuerschlünden an unser Ohr. Wie das doppelt hell durch die dunkle Nacht dröhnt! Es scheucht die Müdigkeit auf, die schon hier und da in den Gliedern sich niederließ. Wie ein scheuer Vogel flattern auf einmal die Gedanken empor, die der Marschtritt, der monotone, gleichmäßige Marschtritt schon zum Träumen eingelullt hatte.

Immer schärfer dröhnen die Geschütze. Immer vernehmlicher. Doch es gibt kein Halten noch Rasten. Wir marschieren — marschieren — marschieren!

Das erste Quartier.

Endlich! — Endlich! Das erste Quartier! Ein Weinkeller. Eine kleine, schmale Treppe führt hinab. Dieses schier endlose Gewölbe! Diese dicken Mauern! Diese fürchterliche Menge von Fliegen an den Wänden! Diese dumpfe, stickige Luft! Keine Ventilation, keine Lüftung! Doch, mein Gott, was fragt ein fast zum Umfallen müder Körper nach sauberen Kellerwänden und guter Ventilation! Irgend in einer Ecke ist Platz für den Tornister, der nun als Kopfkissen dient. Nach einer Viertelstunde schon ist das Gewühl in dem Keller abgebbt. Totenstille! Ein leises Raunen und ein weiches Klingen nur gehen fortan wie Geschwister durch den Raum: es ist der Traum mit der Heimat, die dem todmüden Krieger die Stirn küssen.

Feldgottesdienst.

In dem granatendurchwühlten Garten des Gutshofs will der Feldprediger Feldgottesdienst abhalten. Es ist ein herrlicher Maimorgen; so schön, wie man ihn selten in Zeiten des Friedens aufglänzen sah. Die Kompagnie steht im Viereck angetreten. Mächtig braust der Männergesang zum Frühlingshimmel empor: „Harre, meine Seele, harre des Herrn!" So gewaltig! So tiefergreifend! In so manches Kriegers Auge perlt ein Tautropfen der Seele hervor, und das Herz klingt aus — so voll und rein, — wenn der

Mund mit heiliger Scheu halblaut mit seinem Seelsorger das Vaterunser spricht.

„Wir gehören nicht zu denjenigen, die da weichen; sondern zu denen, die da glauben!" Das ist der Text! Das ist der Schwur! Wir weichen nicht! Wir stehen mit unsern Leibern ein. Mit unserm Blut. Mit unserm roten, heißen Herzblut. Alle Furcht ist uns fern. Wir fürchten nur einen; einen, an den wir glauben und den wir lieben: Gott! Er hält unser Leben in seiner Hand. Er beschützt unsere Lieben daheim, segnet ihrer Hände Arbeit, prüft ihrer Herzen Gebet. Es kann uns nichts geschehen. Gott ist gerecht! Er wird der gerechten Sache den Sieg verleihen.

Diese felsenfeste Zuversicht klingt wieder mächtig aus in dem Schlußgesang, der aus den tiefen Männerkehlen zum Himml dringt: „In allen Stürmen, in aller Not, wird er dich beschirmen, der treue Gott!"

Wandlung.

Wir marschieren durch ein kleines Moselstädtchen. Mit klingendem Spiel! Eine Schar Kinder begleitet uns, barhäuptig und barfüßig. Die Mägdelein trippeln dicht neben uns her und die Knaben versuchen die Marschmelodie mitzupfeifen. Da, wo die Straße im leisen Bogen bergaufwärts biegt, steht am geöffneten Fenster eine junge, hübsche, blonde Frau mit ihrem zweijährigen Söhnchen. Sie schauen uns lächelnd und mit den Tüchern winkend nach.

Nach ungefähr sechs Wochen führt uns unser Weg durch dasselbe Städtchen. Auch wieder bei klingendem Spiel mit Buben und Mädchen zur Seite. Als ich wieder nach jenem Eckfenster emporschaue, gewahre ich, wie eine zarte Frauenhand die Gardinen beiseite schiebt und das blonde Knabengesicht an die Scheiben hebt. Die hübsche Frauengestalt aber ist ganz in Schwarz gehüllt. Aus ihrem Antlitz zuckt der Schmerz als sie uns vorüberschreiten sieht und das klingende Spiel hört . . . .

„So einer war auch er!" . . . . . .

Die Schießscharte.

Auf halber Berghöhe steht ein schmuckes Häuschen mit einem Türmchen und einer Wetterfahne daran. Das Gehöft schließt eine Mauer ein, aus Feldsteinen errichtet. Efeuumsponnen. Drunten im Tal und droben auf dem Berge glüht ein heißer Sommertag. Von dem langen Marsch in der Mittagsglut brennen mir die Wangen und die Kehle. Ich suche nach einem Tropfen Wasser. Droben in dem Häuschen werd ich ihn finden. Ich steige empor.

Auf dem Hof steht ein junger Kriegsfreiwilliger mit dunklen, braunen Rehaugen und einem Gesicht wie Milch und Purpur. Das Gewehr im Arm. Er schaut spähend durch ein Loch, das eine derbe Faust durch die Mauer geschlagen. Schießscharte nennt man es. Der abgebröckelte Kalk und der feine Mörtel liegen wie Staubsand auf den Efeublättern, gleich

einer kleinen weißen Fahne, die da zur Schießscharte hinaushängt.

Wie wundervoll es sich durch die Scharte schaut! Da liegt unten das Land im Sonnenglanz. Der blinkende Strom läßt leise sein Sommerlied klingen. Und die Halme mit den bunten Blüten und honigsüßen Kelchen flüstern wie zarte Stimmen aus der Märchenwelt.

Soweit ist der Blick! Und so schön! Nichts stört das schweifende Auge, das trunkene Herz. Ich beneide den jungen Krieger, der hier so durch die kleine Schießscharte die ganze, große Schönheit einer Sommerwelt schauen kann.

Als ich wieder einst an diesem Häuschen vorüberkam, war es Herbst geworden. Der Sturm peitschte mit Regenschauern an die Fensterläden. Die Wetterfahne kreischte schrill. In den Wänden des Hauses klafften große Löcher. Dahindurch pfiff der Wind. Kein Mensch war im ganzen Gehöft. Mir schien alles so fremd auf einmal. Ich trat wieder an die Mauer heran und schaute durch die Schießscharte. Und auch hier wieder alles so fremd! So ganz anders wie damals im Sommer. Der Fluß sang keine süßen Lieder mehr. Er stürmte davon wie ein Ruheloser, der seine verlorene Heimat sucht. Der Blüten Märchentraum war längst zu Ende und die Felder lagen da wie müde Greise, die der Schlaf flieht. Was aber der große Maler da draußen neu in dieses Bild wob, das waren weiße Kreuze und braune Hügel.

Ich muß, als ich durch die Schießscharte auf die

braunen Hügel und die weißen Kreuze schaue, unwillkürlich an jenen jungen Krieger denken, der als treuer Wächter an jenem blühenden Sommertag mit glückglühenden Wangen an der Schießscharte stand. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Ob ich vielleicht jetzt durch die Schießscharte auch sein Grab schauen kann?!

Musik im Winkel.

In Polen liegt ein Städtchen; das hat enge, schmale und schmutzige Gassen und die Strohhäuser ducken sich mit ihren Dächern tief zur Erde. Hinter den kleinen bleiverglasten Fensterscheiben blühen rote Geranien und „fleißige Lischen". In dem einen dieser kleinen Häuschen wohnt ein junger Pole, der ein Künstler ist.

Morgens beim Wasserschöpfen am Ziehbrunnen war er mir zuerst begegnet. Dort fand er sich regelmäßig ein. Morgen für Morgen. Er hatte dunkle, träumerische Augen und schmale, blasse Hände. Ein Landwirt konnte er nicht sein. Dazu war er zu schwach.

Eines Abends führte mein Weg mich wieder durch diese Gasse. Es war ein lauer Sommerabend. Die Polen-Männer saßen auf ihrer Türschwelle und rauchten ihre kurze Pfeife und die Polen-Frauen wuschen sich die Füße — seltsamerweise!

Auf einmal blieb ich stehen. Ich hörte Musik. Eine Geige klagte in zitternden Tönen. Erst leise gedämpft, dann wild anschwellend. Hinreißend!

Stürmisch! Dann wieder zögernd nachlassend und ins Weiche übergehend. Endlich leise verhauchend, sich im Raum verlierend und in Stille sich auflösend.

Wie diese perlenden Laute mir durch die Seele rannten! Hier in diesem stillen, verlassenen Winkel, in dem noch vor kurzem der schwere Donner der Geschütze widerhallte — nun auf einmal solch eine weiche, süße Musik?!

So eine süße, weiche, klagende Musik, aus der soviel Kunst sprach. Der junge Pole spielt gern. Aber bald will es mir so scheinen, als ob von Tag zu Tag seine Melodien trauriger, melancholischer werden wollen. Immer tiefer fühlt er die Verwandtschaft seiner Seele mit der seines Instruments, aus der die Einsamkeit seines Daseins, seines Lebens emporklingt.

Darum haben seine Augen so einen Glanz voll Traum und Sehnsucht, darum sind seine Lieder so schön!

An französischen Kaminen.

Nach langen, regenschweren, sturmgepeitschten Herbsttagen haben wir einmal wieder ein gutes Quartier gefunden, um unsere durch und durch feuchten Kleider zu trocknen. Viel Obdach ist's ja nicht; aber es ist doch immerhin ein Unterschlupf, da einen die kalten, nassen Tropfen nicht treffen. Und ein Kamin ist in dem sturmumheulten Stübchen. An dessen Feuer sollen unsere fast verklamten Glieder wieder auftauen.

Bald knistert das Holz. Dann jubeln die Flammen.

Und in einer alten Bücklingsdose als Teekessel surrt das Wasser. Ein paar köstliche Stunden am französischen Kamin.

Unsere Gespräche schwelgen in Erinnerungen. Unsere Herzen sind daheim. Man merkt nichts von dem großen Grollen und Zürnen der Geschütze da draußen, nichts von dem fauchenden Tod, der außer Atem über die Felder fährt, seine Garben zu sammeln.

Man hört nur für diese Stunde das Surren des Kessels, der über dem Feuer hängt. Es liegt so ein Zauberton in diesem Surren, der uns in die todumdrohte Stunde der Gefahr einen Klang des Friedens trägt.

Darum träumt es sich so schön an diesem Kaminfeuer.

Sternennacht.

Die Franzosen haben unser Dorfquartier in Trümmer geschossen. Nun müssen wir die Nacht draußen im Freien verbringen. Die Nacht ist dunkel und der Wind weht kalt. Nur die Sterne scheinen, und die rasenden, roten Flammen, die aus dem stürzenden Gebälk dort im Dorf hervorbrechen, schlagen wie lange, rote Blitzschwerter funkelnd durch das tiefe Blau. Mich schauert ob dieses schönen, nächtlichen Anblicks.

Unsere Lagerstatt ist hart und kalt. Rote, gefurchte Ackererde. Ich hülle mich tiefer in meinen Mantel. Die Knie zittern. Die Lippen beben. Ich lege mich auf den Rücken.

Da lassen auf einmal tausend Sterne ihren Glanz auf mich niedergleiten. Es ist nicht der kalte, weiße Glanz der Wintersterne. Ich werde warm von ihrem Licht. Meine Augen saugen ihren ganzen Glanz auf mit Inbrunst. Mit Sehnsucht.

Sind das dieselben Sterne, die ich in meiner Kindheit schon einmal leuchten sah, da ich als Schulbub im knietiefen Schnee vor der Tür des Schulhauses meines Dörfleins stand, lange, wartend auf den Augenblick des Öffnens, wo dann vor uns ausgebreitet in der Schulstube die Weihnachtsgaben aufgestapelt lagen, die wir empfangen sollten.

Da schienen in kalter Nacht die Sterne auch so mit einem warmen, leuchtenden Glanz.

Die vielen tausend Sterne in kalter Nacht!

In ihrem Schein lassen sie meine Jugend und meine Heimat aufleuchten. Ihr Glanz macht mich so froh. Mein Herz wird so ruhig.

Ich fühle nichts von der bitterkalten Nacht.

Nach dem Gefecht.

In der Nacht war ein heißer Angriff gewesen. Da gab es blutige Bajonette und blutgetränkte Uniformen. Als nun der Morgen heraufdämmerte, eben erst noch im Begriff, sich von dieser vergangenen Nacht zu verabschieden, da sah man, wie die vielen Verwundeten aus dem Gehölz herausgeschafft wurden. Behutsam und sorgfältig wurden sie an den

Wegsaum getragen. Was der Kampf noch an Kraft in ihren Armen gelassen hatte, damit umschlangen sie die Nacken der sie tragenden und führenden Sanitätsleute. Die andern aber liegen still auf der Bahre. Nicht ist ihr Auge vor Kampfesmüdigkeit geschlossen. Ein letzter Abglanz ihrer bewährten Tapferkeit bricht noch aus dem Blick hervor. Selbst hier im Duldenmüssen wieder dieselbe Heldenkraft und die gleiche Herzensstärke! Das ist deutsche Art! Ich frage einen der vielen: „Es schmerzt wohl sehr?" „Nun ja, wenn schon" antwortet er mir. „Die Hauptsache aber ist, daß wir sie geschmissen haben!"

Das Telegramm.

Das war eine helle Freude für unsern „Dicken"! Vom Regiment hatte er einen dreiwöchigen Erholungsurlaub erhalten. Morgen sollte es „rausgehen aus dem Graben" und hinein in die sommergoldenen Gefilde der Heimat. Erst wollte er gar nicht diese frohe Botschaft seinen lieben Eltern nach Hause telegraphieren. Er konnte es aber nicht übers Herz bringen, seine Freude über das Wiedersehen war zu groß, und so telegraphierte er: „Komme morgen abend Berlin an. Euer Dicker." In der Nacht wurde das Regiment alarmiert. „Höhe 83 stürmen." Tags darauf warteten die Eltern vergeblich. Am nächsten Tage bekamen sie wieder ein Telegramm. Die Augen der beiden Alten wurden naß. Sie standen sich lange

Zeit stumm gegenüber. Dann legten sie das Telegramm irgend zwischen zwei Seiten in die Bibel.

Heldengräber.

Wo der dunkle Wald sich auf einmal gegen die braunen Felder abhebt, leuchten viel weiße Holzkreuze aus dem Gemisch von Grün und Braun hervor. Noch ist die Sonne dabei, die frisch aufgetragenen Farben zu trocknen. „Hier ruht in Gott." So beginnen alle jene Inschriften dort auf den hölzernen Birkenkreuzen. Darüber ist ein Eisernes Kreuz gemalt und darunter steht der Name und das Regiment der gefallenen Helden. Manche tragen aus Blattwerk gewundene Kränze, an denen die Laubblätter schon sehr welk herniederhängen. Viel, viel dieser Kreuze stehen an dieser Stelle. Der Kampf muß hier sehr hart gewesen sein. Freunde und Feinde, Jugend und Alter liegen in großer Zahl eng beieinander gebettet. Heute noch pulst um diese frischen Gräber ein reges Leben. Mancher Kamerad bleibt beim Vorübergehen stehen, nimmt den Helm ab und spricht ein kurzes stilles Gebet. Aber es wird eine Zeit kommen, da wird eine tiefe Stille hier eingekehrt sein. Dann hängen die Kränze nicht mehr um diese Kreuze. Regen und Sturm sind gekommen, haben sie niedergerissen, zerblättert und die Schrift und die Farbe von dem Holz gewaschen. Die braunen Hügel sind eingeebnet und an dem darüber gewachsenen Gras blinken die Tauperlen im Sonnenglanz.

Die Mäher.

Geduckt und eingebettet im Grün hoher Krautbüschel liegt ein braver Feldgrauer bei seinem Maschinengewehr. Es ist heiße Mittagszeit. Die Spitzen der trockenen Halme, die um ihn herumstehen, singen leise wie Harfensaiten, bewegt von dem süßen Hauch, der über die Felder streicht. Reglos liegt der Feldgraue und starrt in die Weite, dahin, wo gen Osten die Sonne ihre Feuerbahn beginnt, wo seine Heimat liegt, seine traute Heimat. Die Heimat, in der jetzt die Sensen anfangen durch das hohe Korn zu rauschen und wo die Schwalben schillernd über die Wasserflächen schießen, sich schnell auf dem Fluge eine Fliege oder eine Mücke erhaschend. Ja, die Heimat, wo die Sensen rauschen! . . . Die blanken Sensen am glattgeschabten, frischgeschnittenen Holm. Wo die Mägde sich nun die neuen, bunten Tücher um die Köpfe winden und die Burschen sich Sträuße an die Hüte stecken . . . Die Burschen sich Sträuße an die Hüte stecken? . . . Halt! Da beginnt ein Dämmern in seinem Heimatstraum. Wohl sieht er die Heimat. Aber nicht die Buben, die Sträuße sich an den Hut stecken. Die sind nicht dvheim. Die mähen nicht zur Stunde . . .

Weiter kommt er nicht in seinem Traum. „Feuern!" ruft eine Stimme aus dem Hinterhalt. Der Feldgraue dort bei seinem Maschinengewehr schreckt auf . . . rührt die Hand . . . und tack . . . tack . . . tack . . . tack . . tack . . . tönt es durch die Stille des Mittags. Die

Reihen der anstürmenden Feinde werden buchstäblich niedergemäht.

Und wer ist der Mäher?! . . .

In der Heimat rauscht das reife Korn . . . Und die Burschen haben ihre geschliffenen Sensen zum Hieb längst angesetzt. Die Halme fallen. Um die Ernte steht es gut. Söhne der Heimat werden kommen, die Garben zu sammeln und sie in die Scheuer zu fahren. Um die Ernte steht es gut. Und sie m u ß t e gut stehen. Väter haben die Saat mit ihrem Blut gedüngt.

Der Gefangene.

Dämmerstunde!

Wie ich sie liebte in meiner Heimat! Als noch Frieden war! Jetzt hasse ich sie, mit einem Haß, der mir abgrundtief in der Seele steckt . . . . Dämmerstunde! Bringt mir Licht her. Und wenn es eine einfache Kerze ist. Nur Licht! . . . Nur Licht! Ich kann die Dämmerstunden nicht ertragen, wenn an den Fenstern die Flocken tanzen. An den beiden schmalen Fenstern, die meine einsame Klause erhellen. Die mir den Himmel geben und die Wolken und die Sterne.

Aber nur nicht die Dämmerung, wenn an den Fenstern die Flocken tanzen.

Mein Herz wird heiß, und meine Seele brennt in roten, roten Sehnsuchtsflammen.

Die Flocken an den Fenstern fangen an, sie zu zermartern.

Die Wolken, der Sternhimmel und die Flocken! Allmählich wird es dunkler, immer dunkler in meinem Zimmer.

Meine Augen werden müde. Sie fallen mir zu, und ich beginne zu träumen. Leis und sacht. Von dem Tannenbaum und den Lichtern, von den Flocken und dem Weihnachtsgesang.

Von dem Weihnachtsgesang, den die Engel sangen. Den die Kinder singen.

Die Kinder!.... Die Kinder!.... Mein Kind!... Mein süßes, einziges Kind!.... Daheim!.... Unter dem Christbaum, wenn die Lichter brennen und die Flocken wirbeln ....

Die Tür knarrt. Mein Bursche bringt das Licht. Gott sei Dank!

Der Brief aus der Heimat.

Durch die kleinen Fenster des Klerikalseminars — zur halben Höhe sind sie mit Efeu berankt — läßt die milde Herbstmittagssonne ihre Strahlen spielen. Ihre Strahlen legen sich heute aber nicht wie sonst auf die schweinsledernen Rücken dickleibiger Folianten, sondern sie betupfen vorsichtig die weißblaukarierten Linien der vielen Betten, die jetzt anstelle der Bücherschränke die Räume füllen. Das klösterliche Gebäude ist zum Lazarett umgewandelt. Unter dem großen Bild vom „Guten Hirten" liegt ein schwerkranker Bayer. Die Nächte hören sein Stöhnen und tagsüber lindert die weiche Schwesterhand et-

was die brennenden Schmerzen. Spezereienhändler ist dieser alte Landsturmmann von Beruf. In irgend einem verschlagenen Bayerndorf. Um ihn herum spielten zu Haus sechs rotwangige Kinder und die Frau verdiente dazu. Nun geht es diesem „armen Teufel" schlecht. Er muß viel aushalten. Die Kameraden haben Mitleid mit ihm. Sie sind schnell und gern bereit, ihm eine Handreichung zu tun. Mit einem freundlichen Nicken dankt ihnen der Kranke. Jeder, der an seinem Bett vorübergeht, will ihm eine Freude bereiten, der Pfarer, der Arzt, die Schwestern, die Kameraden. Keiner aber von allen hat ihm eine größere Freude bereitet als eines Morgens die Postordonnanz, die ihm einen Brief aus der Heimat brachte. Da lächelte sein schmerzerfülltes Antlitz hell auf. Aus den Augen glühte ein seltsamer Glanz, so voll Innigkeit, so voll seligen Zusammenseins. — Der Brief aus der Heimat!

Von den Lieben daheim. Von der Frau. Und von den sechs lieblichen Kindern! Ungelenkig die Schriftzüge. Blaß die Tinte. Schlecht und faserig das Papier. Und doch so voll Glanz und Wärme.

Der Kranke liest. Er liest lange ... lange ... Dann tut er diesen Brief aus der Heimat wieder in den Briefumschlag, schaut ihn noch einmal an, drückt ihn an sich, wie eine Mutter ihr Kind — und lächelt ... Lächelt mit einer Träne im Aug'!

Ein treuer Freund.

Der Kienerl hat einen Freund. Das ist der Meinauer. Als der Kienerl ins Lazarett kam, hatte der Meinauer schon etliche Wochen darin zugebracht. Als Nachbarskinder hatten sie beide einst auf dem Dorfanger gespielt. Nun waren sie auch hier im Lazarett getreue Nachbarn. Dem Kienerl ging es schlecht. In seinen Gelenken und Gliedern hatte sich das Rheuma festgesetzt. Nicht einmal die Hände, die Finger konnte er bewegen. Über das Traurigste hinweg half ihm nun sein treuer Nachbar. Ja, er besorgte sogar die Morgentoilette. Allmorgendlich humpelte er mit seiner Waschschüssel zur Wasserleitung, füllte sie und kam nun den Kienerl zu waschen. Seine große ungelenke Hand fuhr dann oft recht unsanft über des Kranken Gesicht. Und mit dem Abtrocknen war's nicht viel besser. Die Schwester hätte es viel sanfter und zarter gemacht; aber der Meinauer sollte es machen, der Meinauer. Nach dem Waschen des Gesichts und der Hände strich er ihm dann das Haar und den Schnurrbart zurecht. Reichte ihm auch den Spiegel, damit er sähe, wie schön er jetzt aussehe.

Und ganz zuletzt zog er dann die Schnupftabakdose hervor, tupfte und klopfte daran, legte vorsichtig ein Klümpchen auf den Handrücken und hielt sie dem Kienerl unter die Nase. Der schlürfte sie tief ein.

Mit einem Wohlbehagen!

Nach einiger Zeit wurde Meinauer als geheilt entlassen. Kienerl blieb nun allein zurück. Das fiel

schwer auf seine Seele. Ihm fehlte etwas. Ihm fehlte viel! Ihm fehlte der Freund, der freundliche Helfer, der nie ermüdende Plauderer und — die Prise Schnupftabak.

Maria Regina.

Maria Regina. Wer ist Maria Regina? Frage den einen, frag sie alle! Alle, die in den klösterlichen Mauern jetzt auf Tage und Wochen hinaus Gesundung und Heilung suchen von ihren Leiden und von ihren Wunden. Sie werden es dir alle mit Stolz sagen: unsere Schwester, Maria Regina, die Unermüdliche. Wenn morgens am Himmel ein neuer Tag heraufgraut, und in der nahen Kirche sich die Lichter entzünden und das kleine Glöcklein seine dünne Stimme ertönen läßt, dann kniet Maria Regina schon und betet, betet für sich und die vielen Kranken, die ihrer Obhut anbefohlen sind. Und dann kommt der lange Tag. Wünsche reihen sich an Wünsche, Bitten folgen auf Bitten, Rufe kommen aus nah und fern: Schwester Maria Regina. Und Maria Regina ist unermüdlich im Dienen, unermüdlich im freundlichen Lächeln, unermüdlich im Bittenerfüllen und Wünschestillen.

Ihre Tagarbeit ist lang. Sie ruht nicht. Sie rastet nicht. Selbst in der Nacht noch verlangt manch schmerzgeplagtes Herz nach ihr. Hilfsbereit ist sie zur Stelle, unermüdlich im steten Dienen, unermüdlich im freundlichen Lächeln. Wie manche heiße Stirn hat ihre sanfte Hand gekühlt. Wie so manches Trostwort

floß schon aus ihrem Munde! Du deutsche Mutter, du deutsche Frau: ihr braucht euch nicht zu sorgen um die Pflege eurer Söhne und Männer! Sie sind sicher geborgen in treuen Schwesterhänden. Nicht mit Unrecht nennt Liliencron die Schwestern die „Engel der Deutschen".

Französischer Herbst.

Wenn es nicht bluternst um die Sache da draußen stände, so könnte man annehmen, daß jetzt die Zeit gekommen sei, da sich auf den leergeernteten Feldern jene militärischen Übungen abspielen, die man daheim in unserm lieben Deutschland Manöver nennt.

Herbst ist's da draußen! Herbst auf Frankreichs Gefilden. Drüben am Waldsaum spielt die Sonne mit den letzten Sommerblumen. Ein rötlicher Schimmer liegt über dem weit sich hinstreckenden Waldrevier, der erst mit dem Abend entschwindet.

Sonst ist die französische Herbstsonne gar nicht so mild. Sie läßt ihre ganze Kraft noch besonders die weit sich hinziehenden Weinberge spüren. Es wird heuer eine gute Ernte geben! Viele der reichen Weingutsbesitzer werden mit Trauer daran denken. Sie sind geflüchtet und sitzen in irgend einem sicheren Winkel im Innern des Landes.

Auch in den französischen Gärten fängt der Herbst an Einkehr zu halten. Selbst an den Stellen, wo die Granaten die Gärten durchlöcherten, ist die fleißige Hand am Werk gewesen, um sie zu bebauen mit Ge-

müsen aller Art. Manche dieser Gärten sind wahre Prachtanlagen. Kohl- und Gemüsearten sind vorherrschend. Wo ein Plätzchen nicht mit diesen Pflanzen zu bebauen ging, hat man Sonnenblumen gepflanzt.

Herbst ist's da draußen im französischen Land! Es wird geerntet! Ein Schnitter mit scharfgeschliffener Sichel steht am Waldsaum und auf den Feldern, die reiche Ernte einzuheimsen. Wenn seine Stimme spricht, brüllen die Geschütze und wenn's aus seinen hohlen Augen leuchtet, knattern die Gewehre. Von den Bergen hernieder rinnt rotes Blut der Reben, der Reben, die auf dem Boden inniger Mutterliebe und herzlicher Vatertreue wuchsen. Wenn der rauhe Herbstwind diesen Hauch des Verblutens in die deutsche Heimat trägt, dann wird vielleicht auch dort bei manchem Mutterherzen der Herbst seinen Einzug halten und das Haupthaar manches stolzen Vaters wird sich herbstlich färben.

Herbst da draußen im französischen Land — Herbst da drinnen in der deutschen Heimat!

Wie sie sterben.

I.

Es war in Polen. An einem wundervollen Maimorgen! Die Sonne war gerade aufgestiegen und ließ den goldenen Strahlensaum ihres funkelnden Gewandes über die Felder und Fluren gleiten. Droben am Waldsaum, wo noch der Nebel stand, hob sich

immer mehr aus dem dämmerigen Grau ein schwarzes Etwas hervor, in den Umrissen immer schärfer werdend. Jetzt, da man genau hinsah, konnte man in dem schwarzen Koloß ein Pferd erkennen, das an jenem kleinen Hügel graste. Der Zügel hing ihm über den Kopf zur Erde nieder. Der Sattel auf dem Rücken war etwas nach der Seite gerutscht.

Als man näher hinzutrat, sah man in dem Grase den Reiter liegen. Ein Dragoner. Mit durchschossener Brust. Auf einem Patrouillenritt durch die finstere Nacht hat ihm eine feindliche Kugel diese Wunde gerissen. Als es hieß „Freiwillige vor!" war er der erste, der vortrat. Er hatte ja nichts zu versorgen daheim. War ohne Haus und Hof, ohne Weib und Kind, ohne Eltern und Geschwister. Traf es ihn heut — oder traf es ihn morgen. Er fürchtete nicht den Tod. Nun lag er da mit durchschossener Brust. Das Blut färbte den Rock, den er aufgerissen hatte, und das weiße Linnenhemd. Aus seiner Kehle scholl ein Röcheln. Müder Glanz lag in den braunen Augen, die hin und wieder aufschlugen. Wenn er diese müden Augenlider erhob, blickte er zu dem Pferd empor und sagte mit zitternd müder Stimme: „Mein treues Pferd! Mein treues Tier!" Sein Arm machte dabei die Bewegung, als ob die Hand es streicheln möchte.

„Mein Pferd, mein treues Tier", klang es noch einmal durch die taubenetzten Halme.

Dann blieb es still um den kleinen Hügel.

II.

Im Priesterwald war es wieder einmal hart hergegangen. Die Franzosen waren zum Sturmangriff geschritten und hatten sich blutige Köpfe geholt. Aber auch auf unserer Seite waren Verluste zu beklagen. Ganz besonders hatte der dritte Zug der 2. Kompagnie gelitten. Auch der alte Beckmann hatte eine tödliche Wunde davongetragen. Dieser Hüne! Mit der Riesenkörperkraft und dem langen, roten, breiten Feuerbart und den buschigen Augenbrauen! Er war allgemein beliebt bei seinen Kameraden. Es lag so etwas Väterlich-Freundliches in seinem Umgang. Nun lag er da auf der Bahre. Sanitätsleute tragen ihn aus der Feuerlinie.

„Kamrad . . . Kamrad . . . !" ruft er mit matter Stimme unterwegs den Krankenträgern zu und zeigt auf seine Rocktasche.

„Brieftasche . . ., lange mal . . . raus."

Die Träger erfüllen dem Todgeweihten den Wunsch und setzen dann ihren Weg mit ihm fort zur nächsten Station.

Dort angekommen, stellen sie ihn behutsam nieder . . ganz sacht. Dann öffneten sie das Zeltbahnverdeck.

Einen Augenblick Stille.

Sie nehmen ihre Mützen ab zum stillen Gebet. Gefreiter Beckmann war während des Tragens gestorben.

Da lag nun diese Hühnenkraft, von einer kleinen, winzigen Kugel zerschmettert.

Auf der Brust hielten die Hände noch eine Ansichtskarte mit dem Bild seiner Familie.

Daneben lag die Brieftasche, der er das Bild entnommen hatte.

III.

„Wir halten den Trichter bis zum äußersten, Herr Leutnant! Wehe dem Franzmann, der's sich gelüsten lassen würde, hier mal reinzuriechen. Seinen Schädel könnte er gegen Unfall versichern."

„Ich freue mich über euren Mut", sagte darauf der Leutnant, legte grüßend die Hand an den Helm und ging.

Der so zum Leutnant gesprochen, war ein Unteroffizier eines märkischen Linienregiments.

Stundenlang lag er mit seinen vier Leuten in dem Granattrichter auf der Lauer. Da, als die Nacht einsetzte, vernahm man ein Geräusch. „Sie kommen! Herr Unteroffizier!"

„Nun aufgepaßt, Kinder, keiner geht mir zurück!"

Es gibt ein furchtbares Gemetzel um diesen Trichter. Die fünf Märker haben sich gegen mehr als das Vierfache zu wehren.

Unteroffizier H. erhält einen Kopfschuß. Er taumelt . . . und fällt zurück, mit dem Rücken gegen die Trichterwand. Dort liegt er blutend und besinnungslos.

Als er wieder zu sich kommt, will er sich emporrecken und ruft mit heiserer Stimme: „Wo ist mein Gewehr? Her den Kolben!"

Er tastet und fühlt mit den Händen um sich herum.

„Meinen Kolben will ich haben. Schlagt sie nieder, diese H....!" Aber sogleich fällt er wieder zurück, schwer röchelnd und kurz und rasch atmend.

„Herr Leutn..." Da brach seine Stimme ab.

Nächsten Morgen grub man ihm das Heldengrab.

IV.

Das war eine böse Sturmnacht gewesen!

Um so schöner aber ließ sich der Morgen an. Die wütende See hatte ihren Zorn beiseite gelegt. Ihr Antlitz war wieder geglättet. Die Sonne spielte mit den Wellen und küßte die weißen Kronen.

„Kinder, ich habe so 'ne Ahnung, als ob's heut noch einen harten Strauß gibt. Mein Blut ist so unruhig!"

„Nun, wenn schon!" erwiderte darauf der Matrose Gingell dem ahnungsvollen Kameraden Wendt und sang ihm den Refrain des Flottenliedes „Ihr woll'n wir treu ergeben sein..."

Den Matrosen Wendt hatte die Ahnung nicht betrogen. Gegen Abend geriet das Schiff in feindliches Feuer. Der vielfachen Übermacht aber konnte es nicht standhalten. Einige Volltreffer hatten es so beschädigt, daß an eine Rettung nicht zu denken war.

Jede Minute erwartete man das schnelle Sinken. Es kam!

So hatte denn die Mannschaft den Tod vor Augen. Da war die Flut, die mit ihren grünen Augen schon

nach ihnen ausschaute. Da schossen schon die Arme empor, die sie hinabziehen in die grausige Tiefe.

Aber die Mannschaft fürchtet nicht den Tod dort in der grausigen Flut. Sie ist zum Sterben bereit. Zu jeder Stund! Und freudig!

Noch einmal einen Blick dahin, wo hinter den Wellen das Land liegt, das den Namen Heimat trägt. Dann ein letztes Lied diesem teuren Lande und ein letztes „Hurra" dem Deutschen Kaiser.

Nun kann's in die Tiefe gehn.

Nun komm, du Schnitter Tod, wir sind bereit!

Gott, dir ergeb' ich mich!

Kugeldonnernacht! . . . .

Am Tage war Regen voraufgegangen. Klatschender Regen, der mit lauter feinen Peitschenhieben uns das Gesicht riß. Am Abend jagten zerfetzte Wolken am düsteren Himmel entlang. Als die Nacht einsetzte — kühl und frostig —, eröffneten drüben am Waldsaum die Franzosen ein Höllenfeuer. Rote Leuchtschlangen rissen sich durch das Schwarz des Nachthimmels Feuerbahnen.

Gegen Mitternacht wurde es heller am Himmel. Aber das Feuer wurde wilder . . . .rasend! . . . .

Granaten reißen um mich her mannstiefe Löcher. Schlagen mit einer Wucht ein, daß mir das Herz in der Brust bebt. Es fängt an mit den Maschinengewehren um die Wette zu hämmern. Meine Knie zittern und sinken immer tiefer in den Schlamm.

Das Blut rast mit wilden Sprüngen durch die Adern. Dann wieder rinnt ein Frösteln über meinen Rücken so fein und prickelnd, als ob einer alten Hexe feine Finger mit spitzen Nägeln darüber hinglitten. Immer schauriger wird das Feuer. Um mich her stöhnt es und schreit es — lallt . . . . stammelt. Bald wie ein zorniges Drohen und Schelten, bald wie ein leises Kinderweinen . . . . .

„Blut . . . Blut! . . .“ röchelt es in meinem Ohr. Irgendeiner flüstert es, ruft es, schreit es.

Indes sinken meine Knie immer tiefer in den Schlamm. Es gibt kein Vorwärts mehr. Kein Zurück. Hier wird mich . . . . hier muß mich die feindliche Kugel erreichen. Die Granaten wühlen um mich her wie losgelassene Bestien. Meine Zunge wird immer trockener in der Kehle. Ich bin am Ende meiner Kräfte.

Da auf einmal geht mein Auge nach oben und fängt das Licht, das helle, klare Licht eines leuchtenden Sternes auf.

Mir wird o licht . . . . Ich fühle, wie der Sternenschein gewaltig an meine Seele greift, sie emporreißt zu dem, der droben über den Sternen thront. Mein Herz wird ruhig. Es hört auf zu hämmern. Es hat den Weg gefunden zu einer festen Burg, zu einem sicheren Schild. Nun mag kommen, was da will: Gott, dir ergeb' ich mich! . . . .

Verlag von Edwin Runge in Berlin-Lichterfelde.

Die da drüben . . .

Ostafrikanische Kriegsskizzen

von

G. von Byern

Mit farbigem Umschlag — Preis M. 1.20

Diese Skizzen sind kleine Kabinettstücke deutscher Erzählungskunst. Sie stellen dem Leser die geschilderten Vorgänge plastisch vor Augen, so daß er meint, sie mit zu erleben. Man merkt ihnen an, daß der Verfasser Land und Leute genau kennt, und wenn auch bei manchen Schilderungen der Phantasie freier Spielraum gelassen sein mag, so gründet sich doch ein großer Teil auf Tatsachen, die im Laufe des Krieges auch hier bekannt wurden. Gegenden und Örtlichkeiten sind dem Verfasser vertraut, und er zeigt seine ihm lieb und teuer gewordene zweite Heimat dem Leser mit all ihren Schönheiten, ihren Geheimnissen und Unergründlichkeiten.

Der Krieg, der jetzt auch dort wütet, wird manchem Kämpfer dieses herrliche Stückchen Erde, dieses Wunderland Deutsch-Ostafrika näherbringen, aber auch uns daheim, die wir mit denen da drüben so eng verbunden sind.

3 0112 059081940

Verlag von Edwin Runge i

Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrik

Erlebnisse und Erfahrungen von Hofprediger Lic. **M. Schmidt,** 1904/05 Fe
divisionspfarrer in der Schutztruppe. **21.—24. Tausend.** Mit dem Bilde des V
fassers und einer Kartenskizze. Preis brosch. M. 2.—, gebd. M. 3.—.

„. . . wahre Kabinettstücke afrikanischer Kriegsschilderung. Hier reicht Frenssen
den Berichten Peter Moors nicht heran — M. Sch. gibt uns vollwertige Originale. . .
sagt u. a. **ein alter Schutztruppenoffizier in der „Allg. Zeitun**

„. . . unübertrefflich anschaulich — wie ein spannender Kriegsroman . . ."
Gerhard von Amyn

„. . . von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo deutsch gesi
Menschen wohnen, zu finden sein . ." schreibt u. a. der bekannte Literarhistoriker
Prof. Dr. Max Koch in der „Deutschen Monatsschri

Kriegserlebnisse ostpreußischer Pfarrer.

Gesammelt und here
gegeben

Pfarrer **C. Moszeik** in Stallupönen. 2 Bände. Jeder Band ist einzeln käu
und in sich abgeschlossen. Preis jedes Bandes M. 3,— brosch., M. 4,— gebun

Wohlfeile Ausgabe in einem Bande
M. 3.50 geheftet — M. 4.50 gebunden.

Neunundzwanzig evang. Geistliche schildern hier ihre Erlebnisse zur Zeit des Ru
einfalls. Es sind ergreifende Bilder von Raub, Mord, Schändung und Verwüstung,
auch von Opfermut und Vaterlandsliebe.

„So genau haben wir's doch noch nicht gewußt, was Ostpreußen während
Russeneinfalls durchgemacht hat . . . wie Schilderungen aus der grauenhaftesten Zeit un
Vaterlandes, wie Szenen aus dem Dreißigjährigen Kriege liest sich das, was uns die
preußischen Pfarrer erzählen."
Aus einem Leitartikel der „Leipziger Neuesten Nachrichten".

„Das Buch muß in den deutschen Schulen und Familien gelesen werden, d
man erfährt, welche Gefahr uns gedroht hat, und damit wir denen dankbar bleiben, die
geschützt und das Vaterland befreit haben." **Thüring. Lehrerzeitung.**

„. . . Pfarrhäuser zum mindesten dürfen sich das Buch nicht entgehen lassen . .
Christliche Welt

Meine Fahrten an die West- und Ostfront.

Von **Artur Brausewetter.** Preis 90 Pfg.

Über das Maß gewohnter Reisebeschreibungen und Kriegsschilderungen weit hi
gehend, bietet das kleine Buch packende Bilder vom Leben und Empfinden der Offizier
Mannschaften, sowie wertvolle kulturelle und kriegerische Studien.